



Leseprobe

Anna Jessen

Die Insel der Wünsche - Gezeiten des Glücks Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 576

Erscheinungstermin: 20. April 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- [Buch lesen](#)
- [Mehr zum Autor](#)

Zum Buch

Helgoland ist ihr Schicksal

Helgoland 1899. Nach dem Tod ihres Mannes und dem Bankrott seines Hotels steht Tine Tiedkens vor dem Nichts. Nur ihre Tochter Henriette hindert sie daran, den letzten Schritt zu tun. Erst als ihre Schwester Friderike den Blumenladen »Blüenträume« erbt, finden Tine und ihre Tochter ein neues Zuhause und eine Arbeit. Das Schicksal scheint es endlich gut mit Tine zu meinen. Doch als Helgoland immer mehr zu einer militärischen Festung ausgebaut wird, bleiben die wohlhabenden Gäste vom Festland aus. Die »Blüenträume« welken rasch, und bald steht Tine vor der schwierigsten Entscheidung ihres Lebens ...

Autor

Anna Jessen

Anna Jessen liebt die Nordsee seit der Kindheit. Daher ist jede mögliche Reise dorthin eine willkommene Gelegenheit, sich den Wind um die Nase wehen zu lassen, Feuersteine zu sammeln und auf der Düne den Gedanken nachzuhängen. Helgoland ist für Anna Jessen die »Insel der Wünsche«, faszinierend durch die einzigartige Natur, die liebenswerten Menschen und nicht zuletzt durch die besondere Geschichte, die dieser Fels erlebt hat. Neben dem Reisen gilt die ausgesprochene Leidenschaft Anna Jessens dem Schreiben, der Musik und der Arbeit im Buchhandel.

Buch

Helgoland 1899. Nach dem Tod ihres Mannes und dem Bankrott seines Hotels steht Tine Tiedkens vor dem Nichts. Nur ihre Tochter Henriette hindert sie daran, den letzten Schritt zu tun. Erst als ihre Schwester Friderike den Blumenladen »Blütenträume« erbt, finden Tine und ihre Tochter ein neues Zuhause und eine Arbeit. Das Schicksal scheint es endlich gut mit Tine zu meinen. Doch als Helgoland immer mehr zu einer militärischen Festung ausgebaut wird, bleiben die wohlhabenden Gäste vom Festland aus. Die »Blütenträume« welken rasch, und bald steht Tine vor der schwierigsten Entscheidung ihres Lebens ...

Informationen zu Anna Jessen
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe April 2023

Copyright © 2021. by Anna Jessen

Copyright © der deutschen Erstausgabe 2021 by

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Montasser Medienagentur, München.

Gestaltung des Umschlags: UNO Werbeagentur, München,

nach einem Entwurf von www.buerosued.de

Umschlagmotiv: www.arcangel.com/Ildiko Neer, www.buerosued.de

Karte: © Peter Palm, Berlin

Redaktion: Christiane Mühlfeld

BH • Herstellung: ik

Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49425-5

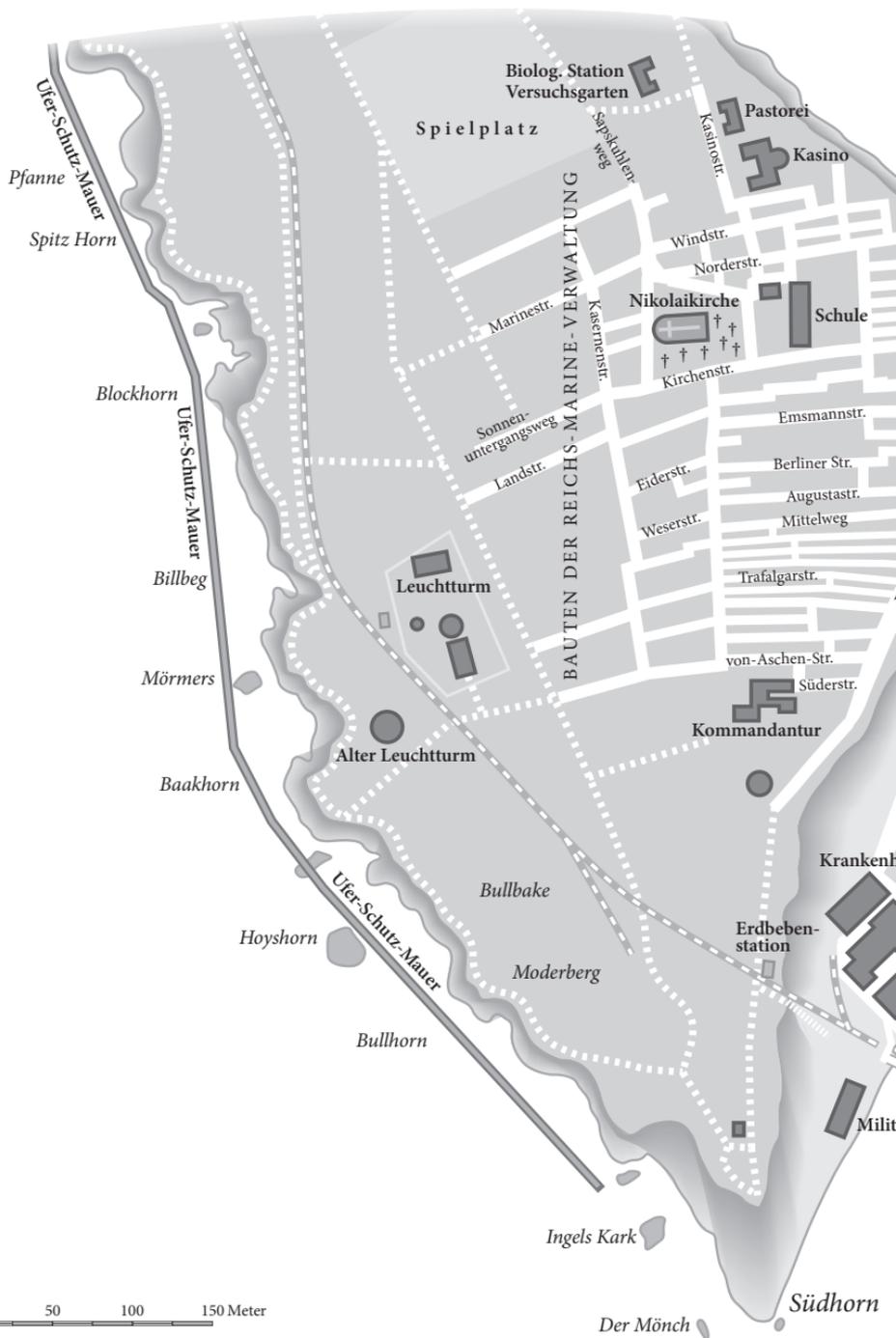
www.goldmann-verlag.de

»Irgendwo ins grüne Meer
Hat ein Gott mit leichtem Pinsel
Lächelnd, wie von ungefähr,
Einen Punkt getupft: die Insel.«

James Krüss

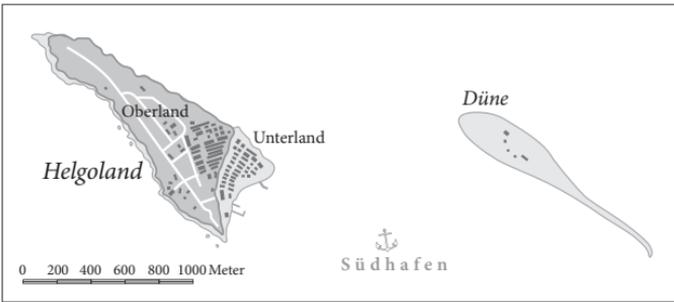
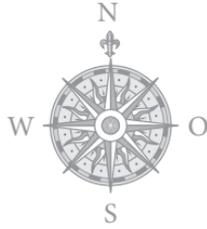
»Wer so etwas noch nicht gesehen hat,
datiert ein neues Leben.«

Georg Christoph Lichtenberg



0 50 100 150 Meter

Der Mönch Südhorn



I.

Glanz und Elend

Helgoland, 1899

Erstes Kapitel

Es war eine raue Nacht. Tine konnte deutlich fühlen, dass sich ein Sturm ankündigte. Doch noch war der Himmel klar, und die Sterne glitzerten über der See. Rings um die Insel lagen Schiffe und Boote in einigem Abstand, um das neue Jahr – und das neue Jahrhundert! – mit ihren Leuchtfeuern zu begrüßen. Es würde nicht mehr lange dauern, aber Tine würde nicht hier warten. Sie würde zurückgehen in die Pastorei, um mit Pfarrer Thevessen und seiner Frau den Jahreswechsel zu begehen.

Eben hatte sie noch ein paar Blumen auf das Grab ihres verstorbenen Mannes gelegt, Veilchen von der Fensterbank ihres Zimmers, denn im Moment wuchs ja nichts im Freien. Sie hatte an Henry gedacht und an die kurze, wunderschöne Zeit mit ihm. An seine blitzenden Augen, seinen Optimismus, seine sanfte Stimme, alles, was sie so an ihm geliebt hatte – und an seinen viel zu frühen und sinnlosen Tod. Von dieser Klippe hatte er sich gestürzt, nachdem sein Lebenswerk zerbrochen war und er befürchtet hatte, seine junge Familie mit dem bevorstehenden Konkurs in den Abgrund zu reißen. Dabei war es sein Tod gewesen, der Tine und ihr Kind in den Abgrund gerissen hatte. Und die Thevessens waren es – einmal mehr – gewesen, die die junge Frau gerettet hatten. Niemals würde Tine die Schuld begleichen können, in der sie dem Pastorenpaar gegenüberstand.

Erste Feuer wurden draußen entzündet. Die Boote hatten Holzhaufen auf kleinen Flößen zu Wasser gelassen. Nun ent-

zündeten sie diese schwimmenden Fackeln nach und nach. Ein Feuerring würde Helgoland umgeben, wie damals, als die Insel an das Deutsche Reich gefallen war. Tine war zu der Zeit noch sehr neu gewesen auf Helgoland – und eine junge, schwer verliebte Ehefrau. Nun war sie immer noch keine dreißig Jahre alt, aber sie fühlte sich, als wäre sie schon seit Ewigkeiten Insulanerin und vor allem: als wäre ihr Leben im Großen und Ganzen vorbei. Denn auch wenn es immer wieder Angebote gegeben hatte, mehr oder weniger offene – sich wieder zu verlieben war ihr nicht geglückt. Zu groß war der Schmerz über Henrys Verlust gewesen, zu tief saßen die Sorgen um ihre Zukunft – und um die ihrer Tochter. Denn Jette war ihr Ein und Alles. Ihretwegen hatte Tine einen Weg zurück ins Leben gesucht, nachdem sie die erste Zeit der Trauer überstanden hatte. Wäre Jette nicht gewesen, Tine wäre ihrem Mann gefolgt. Dank Jette hatte sie ihre Verzweiflung jedoch überwunden und sich schließlich an die Reste dessen geklammert, was ihr noch Kraft gab. Und diese Kraft gab sie weiter an ihre Tochter, die zu einem fröhlichen Wesen herangewachsen war. Blondgelockt wie Tine als Kind, mit strahlendem Lachen und großen, blitzenden Augen. Eine Schönheit würde sie einst werden. »Ich werde gut aufpassen müssen, Henry«, erklärte Tine lächelnd. Sie war fest davon überzeugt, dass er in jeder Sekunde bei ihr war und jedes ihrer Worte hörte. »Sie wird umworben sein wie ein Rosenbusch von den Frühlingsbienen.« Hoffentlich würde auch Jette einen Mann finden wie einst Tine – und hoffentlich würde ihr Glück dann länger währen als das ihrer Eltern, denen keine zwei Jahre beschieden gewesen waren.

Immer mehr Feuer entflammten am unsichtbaren Horizont. Zwischen den im Mondlicht glitzernden Wellenkämmen loderten goldene Signale. Bald würde es so weit sein. Um Mit-

ternacht würde der Pastor die Kirchenglocken von St. Nicolai läuten, und in den Häusern würden stille und laute Gebete gesprochen werden, auf dass das neue Jahr ein gutes würde: eines, in dem die Insel vor schweren Unwettern verschont blieb, in dem die Gäste zahlreich und die Erträge prächtig wären, ein Jahr voller reichhaltiger Fischgründe und wenig Not. Not gab es immer. In den letzten Jahren vor allem bei den alteingesessenen Familien, die noch ihrem traditionellen Handwerk nachgingen. Doch mit Bootsbau und Netzknüpferei war wenig Geld zu verdienen, während die Kosten auf der Insel immer weiter anstiegen! Die Kurgäste brachten nicht nur viel Geld nach Helgoland, sie bewirkten im Gegenzug auch, dass alles immer teurer wurde. Besonders für die Einheimischen. Immer öfter klopfte jemand an die Tür der Pastorei und bat um eine milde Gabe, um Hilfe in der Not, weil das Geld ausgegangen war und die Familie Hunger litt.

Mit Gottes Segen würde das neue Jahrhundert ein gutes werden, für die Insel und für die Menschen. Vielleicht sogar für Tine. Unbedingt aber sollte es ein glückliches für Jette werden, das war alles, was sich Tine Heesters in dieser Nacht auf den Klippen von Helgoland wünschte, während die Feuer beinahe schon die ganze Insel umringten.

* * *

Frau Thevessen hatte Kerzen in die Fenster gestellt, wo sie warmes Licht verbreiteten. Das Haus war noch weihnachtlich geschmückt, sogar einen Adventskranz gab es, auf dem noch die kurzen Stummel der beinahe ganz heruntergebrannten Kerzen staken. Der Duft von Bratäpfeln erfüllte die Küche, und in der Stube nebenan hatte der Pastor ein Tablett mit gefüllten Gläsern platziert: Zum Jahreswechsel hatte er einen seiner kost-

barsten Sherrys geöffnet, ein Geschenk, das ihm einst der von den Helgoländern so verehrte Gouverneur Barkly gemacht hatte. »So, liebe Tine«, sagte Frau Thevessen und wischte sich die Hände an der Schürze trocken, ehe sie sie abnahm und an den Haken hinter der Küchentür hängte, »nun geht also dieses Jahr und dieses alte Jahrhundert zu Ende. Es hat uns allerlei gebracht. Gutes. Und weniger Gutes, fürchte ich.«

Tine nickte. Sie wusste nicht, worauf sie vor allem zurückblickte. Auf die schönsten Stunden ihres Lebens mit Henry und Jette? Oder auf die dunkelsten, als sie sich plötzlich ganz verloren in der Welt gefühlt hatte? Die Pastorengattin wusste um ihre Stimmung und drückte ihr die Hand. »Nun lass uns in die gute Stube gehen, es ist bald so weit.«

»Ja, gerne.« Sie traten ein, und der Pastor nickte ihnen zu. »Du bist sicher, dass du Jette nicht wecken willst?«

»Ganz sicher, Herr Pastor«, erwiderte Tine. Silvesternächte hatten stets etwas Melancholisches an sich. Man blickte zurück und trauerte still. Selbst in den zwei glücklichen Jahren mit Henry hatte Tine zum Jahreswechsel die Tränen nicht zurückhalten können, hatte sich an all jene erinnert, die sie zurückgelassen hatte, an alle, die den Jahreswechsel nicht miterleben durften. Ja selbst an die schönen Stunden hatte sie gedacht, die nun seltsamerweise endgültig vorüber zu sein schienen. Jette sollte das neue Jahrhundert morgen früh im hellen Licht des Tages begrüßen.

»Dann lasst uns gemeinsam noch ein Gebet sprechen«, erklärte der Pastor und griff nach den Händen der beiden Frauen. So standen sie zu dritt in der Stube des Pfarrhauses und stimmten gemeinsam ein Vaterunser an, dieses älteste Gebet der Christenheit, über das Tine jedes Mal, wenn sie es sprach, aufs Neue nachdenken musste. Es kam so einfach, so selbstver-

ständig über die Lippen. Und doch: ... *wie auch wir vergeben unsern Schuldigern*. Tat sie das? Vergab sie all jenen, die in ihrer Schuld standen? Gab es überhaupt jemanden? ... *denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit*. Ja, das war wohl wahr. Denn alles war ja des Herrn. Sein Reich war allumfassend, es war überall. Und als hätte Pastor Thevessen ihre Gedanken gelesen, sprach er es aus: »Das Reich Gottes ist überall«, sagte er leise, kaum dass man seine Stimme hören konnte. »Es ist im Diesseits und im Jenseits. Und wir sind seine Kinder, jede und jeder von uns. Er liebt uns wie ein Vater, er leitet uns und hilft uns, wo immer wir seiner Hilfe bedürfen. Dafür danken wir Dir, Herr.

Du hast, Herr, Deine Töchter und Söhne vielfach geprüft, auch dafür danken wir Dir, selbst wenn es oft schwere Stunden waren, die Du uns auferlegt hast. Unserer Schwester Tine Heesters hast Du den geliebten Mann genommen – aber Du hast ihr ein gesundes Kind geschenkt, das ihr täglich Freude bereitet. Hab Dank, o Herr.«

»Hab Dank, o Herr«, murmelten Tine und Frau Thevessen.

»Meinem Weib hast Du eigene Kinder verwehrt. Dafür hast Du sie mit einem leidlich zulänglichen Mann versehen, der sich bemühen will, ihr jeden Tag ein gutes und frommes Leben zu sichern. Auch dafür sei Dir Dank, o Herr.«

»Dank, o Herr.«

»Mir selbst führst Du täglich vor Augen, wie unzulänglich ich bin. Aber zugleich gibst Du mir jeden Tag aufs Neue die Möglichkeit, mich aus tiefstem Herzen unter Dein Werk zu stellen und es zu preisen. Hab Dank, o Herr.«

Tine blickte verstohlen zur Pastorengattin hin und entdeckte, dass diese ihr zuzwinkerte. Die beiden Frauen hatten Mühe, ein Grinsen zu unterdrücken, als der Pfarrer kurz zögerte, es

dann dabei beließ und mit einem »Wir bitten Dich, uns in eine Zeit von Liebe und Gottesfurcht zu führen. Wir bitten um Deinen Segen für die Zeit, die vor uns liegt. Amen.«

»Amen.«

Der Pastor ließ die Hände der beiden Frauen los und nickte. »Nun, dann wollen wir die Fenster öffnen und das neue Jahr begrüßen.« Er blickte zur Uhr. »Höchste Zeit, die Glocken zu läuten!« Rasch griff er nach seinem Mantel und lief hinüber zu St. Nicolai, während Tine und Frau Thevessen die Fenster öffneten und kalte Nachtluft ins Zimmer ließen. Auch auf der Düne drüben brannten nun etliche Feuer, die man von hier aus sehen konnte. »Sollen wir nach oben gehen?«, fragte die Pastorengattin.

Tine schüttelte den Kopf. »Ich finde es gut hier«, sagte sie. »Es ist ein Ort der Geborgenheit. Der Dankbarkeit. Für mich.«

»Das hast du schön gesagt, Tine. Für mich auch.« Und so blieben die beiden Frauen in der Stube und lauschten auf den Schlag der Glocken, die nun zu hören waren. Laut klangen sie über die Insel, der Pastor gab sich alle Mühe. »Es macht ihm Spaß«, lachte Frau Thevessen. »Man hört es.«

»Ja, das hört man.« Tine wandte sich um. »Ich sehe nur kurz nach Jette.«

»Tu das.«

Das Zimmer, das Tine mit ihrer Tochter teilte, lag im Obergeschoss. Die Tür war nur angelehnt. Als Tine sie öffnete, fiel ein schwacher Lichtstrahl aus dem Flur hinein und streifte Jettes Gesicht. Wie ein Engel, dachte die dankbare Mutter. Wie Henry, war ihr nächster Gedanke. Denn in der Tat, das Mädchen wurde seinem Vater mit jedem Tag ein wenig ähnlicher. Sie hatte nicht nur sein blondes Haar und sein schelmisches Lachen geerbt, sondern auch sein Temperament. Und jedes

Mal, wenn Tine sie heimlich beobachtete, musste sie an Henry denken, diesen wundervollen Mann, der so schrecklich dumm gewesen war, sich selbst das Leben zu nehmen.

Von draußen, aus den Gassen und von den Wiesen hörte man jetzt laute Rufe und Jubel, mit dem das neue Jahrhundert begrüßt wurde, während das Glockengeläut langsam wieder verklang. Es waren so viele Helgoländer draußen wie an den schönsten Sonnentagen nicht. Manch einer trug eine Fackel mit sich, einige schwenkten Fahnen, bevorzugt die mit den Helgoländer Farben Grün, Rot und Weiß. Einige hatten sogar Bengalische Feuer bei sich, wie man sie in Hamburg kaufen konnte.

Als Tine wieder nach unten in die Stube kam, standen der Pastor und seine Frau zusammen am Fenster und blickten hinaus. Er hatte einen Arm um ihre Schultern gelegt, und Tine spürte, dass sie nicht ganz ohne Neid sein konnte über die vielen gemeinsamen Jahre, die diesen beiden Menschen nun schon miteinander vergönnt waren. Da war es leicht, dem lieben Gott zu danken.

Ohne sich umzudrehen, winkte der Pastor Tine herbei. Offenbar hatte er ein feines Gespür dafür, was hinter seinem Rücken geschah. Und im nächsten Moment stand die junge Frau zwischen den beiden – von beiden liebevoll umarmt. »Ich möchte noch ergänzen«, sagte der Pastor, »dass wir dem Herrn auch aus tiefstem Herzen danken, dass er diese junge Frau zu uns geführt hat, die unser Leben bereichert und das der ganzen Insel.«

»Amen«, stimmte seine Frau zu und drückte Tines Arm.

Und ein weiteres Mal musste Tine Heesters den Jahreswechsel unter Tränen begehen, auch wenn es in diesem Fall Tränen der Rührung und des Dankes waren. Doch dieser Jahreswech-

sel würde viele Veränderungen mit sich bringen. Veränderungen, die sie zugleich ängstigten und ermutigten. Lang genug war sie dem Pastorenpaar zur Last gefallen. Im neuen Jahr würde sie endlich wieder auf eigenen Beinen stehen. Komme da, was wolle. Sie würde ihr Leben wieder eigenständig leben.

* * *

Als Tine wenig später in die Kammer hinaufstieg, war es im Haus schon still geworden, und auch in den Gassen war Ruhe eingekehrt. Noch einmal blickte sie hinaus auf die Feuer, dann schlüpfte sie in ihr Nachthemd, noch leicht benommen von dem Sherry, mit dem sie angestoßen hatten. Tine wusste, dass der Pastor den Zeiten nachtrauerte, in denen die Insel dem britischen Empire angehört hatte. Die Krone der Queen Victoria gegen die von Kaiser Wilhelm einzutauschen, das war nicht nach seinem Geschmack gewesen. Einer bestimmten Nation hatten sich die Helgoländer ohnehin nie zugehörig gefühlt. Helgoland sah sich als eigene Nation, auch wenn man es nie zu einem autonomen Staatswesen hatte bringen können. Wie auch: Alle Welt riss sich um diesen blühenden Felsen in der Nordsee. Die Dänen hatten ihn unterworfen und die Engländer – und schließlich die Deutschen. Ob das nun von Dauer sein würde, war wohl die Frage.

Jette schlummerte friedlich und hatte von dem Trubel der Silvesternacht nicht das Geringste mitbekommen. Auch wenn sie schon ziemlich hoch aufgeschossen war, so war sie mit ihren knapp zehn Jahren doch noch ganz und gar Kind. Ein fröhliches, neugieriges Mädchen, das die Welt aus großen Augen bestaunte und die Herzen im Sturm eroberte. Mit Jette an ihrer Seite wurde jedes Unternehmen zu einem Erfolg, dessen konnte sich Tine so gut wie immer sicher sein. Jette war dabei

gewesen, als Schlüter sie beauftragt hatte, seine beiden Hotels mit Blumenschmuck auszustatten. Durch Jette hatten Fritz und Simon zusammengefunden, weil sie die Tante während eines Spaziergangs auf Simon aufmerksam gemacht hatte, der gerade eines von Fritzis Lieblingsliedern pfiß. Und als Fritz mit ihrem glockenhellen Sopran in die Melodie eingestimmt hatte, war es um den Schiffszimmermann wohl geschehen. Immer wieder war es Jette, die dem Schicksal eine ganz eigene Wendung zu geben schien. Dankbar beugte Tine sich über ihre Tochter und küßte sie sanft auf die Wange. Dann legte sie sich nieder und kuschelte sich fest in das weiche Bett, das sie bei Thevessens gefunden hatte. Es verging kaum eine Nacht, in der sie nicht daran dachte, wie sie selbst als Kind auf einfachen Strohsäcken geschlafen hatte. Oft nur mit einer dünnen Decke, selbst in den kältesten Winternächten. Es waren schwere Zeiten gewesen im Gängeviertel, wo sie mit neun Geschwistern aufgewachsen war. Oft hatten sie am Morgen noch nicht gewusst, wovon sie das Abendbrot kaufen sollten, und oft waren sie am Ende hungrig auf ihr armseliges Lager gesunken. Als Blumenmädchen hatte sich Tine damals verdingt, am Hafen, wo die großen Dampfer einliefen. Manchmal sogar war es ihr gelungen, genügend Geld mit nach Hause zu bringen, sodass die Familie für einen Tag ein Auskommen hatte. Dann wieder war ihr das Schicksal weniger gnädig gewesen, und sie hatte ihre selbstgepflückten und selbstgebundenen Sträußchen nicht an den Mann gebracht, oder man hatte sie verjagt. Tränenreiche Zeiten waren das gewesen. Aber sie waren lange vorbei. Auch die Familie lebte inzwischen in alle Winde zerstreut: die Eltern tot, die großen Schwestern in Hamburg und in Stade verheiratet, die jüngeren Geschwister irgendwo, Tine wusste nicht, wo. Nur sie und Fritz, die Nächstgeborene,

waren nach Helgoland gekommen und hatten dort ihren Frieden und ein Leben in Sicherheit gefunden.

Im Schein der kleinen Lampe, die sie mit hinaufgenommen hatte, nahm Tine den Brief aus der Schublade ihrer Kommode, den ihr Jolante geschrieben hatte, die Zweitälteste der Geschwister. Jolante hatte einige Zeit auf der Insel gelebt, bei Tine und ihrem Mann – und wenn man es genau bedachte, war sie der Auslöser für Tines Unglück gewesen. Doch Tine wollte es nicht mehr genau bedenken. Einige Zeit lang hatte sie ihrer Schwester den Teufel an den Hals gewünscht. Bald aber hatte sie erkannt, dass sie damit vor allem ihre eigene Seele schwärzte. Nein, sie wollte nicht verbittern, wollte nicht im Zorn leben, schon gar nicht wollte sie ihre Schwester hassen, die letztlich nicht mehr als nach ihrem Glück gesucht hatte – wenn auch mit wenig anständigen Mitteln und am Ende ohne das nötige Quäntchen Glück.

Schwesterherz!

Du wirst Dich wundern, dass ich Dir schreibe. Vielleicht liest Du ja meine Zeilen gar nicht, das könnte ich schon verstehn.

Es ist viel Zeit vergangen, und ich hoffe, Dein Leben ist wieder in Ordnung gekommen. Ich weiß nicht, wo Du bist, aber vielleicht erreicht Dich mein Schreiben auf Helgoland noch.

Hiermit berichte ich Dir von meiner Vermählung mit Herrn Arthur Konzen, Kaufmann zu Wedel. Mein Arthur macht in Schiffsausrüstung und ist ein feiner Herr. Nun bin ich also doch noch eine feine Dame geworden, ist das nicht lustig?

Wenn Du einmal nach Wedel kommst, besuche uns doch. Die Adresse findest Du auf dem Kuver. Ich würde mich freuen.

Du kannst auch Fritzi mitbringen.

Grüße, Lola

Lola hatte sie sich genannt und die ganze Insel verrückt gemacht. Das hieß: Zuerst hatte sie nur die Männer verrückt gemacht. Aber damit letztlich natürlich auch die Frauen. Im Grunde war all das gewiss nichts anderes gewesen als der verzweifelte Versuch, endlich ihren Eintritt in ein glückliches Leben zu finden. Und nun war es ihr offenbar gelungen. Tine freute sich für ihre Schwester. Sie wusste, dass Jolante manches getan hatte, worauf keine Frau stolz gewesen wäre. Aber wer so geboren wurde wie die Tiedkens' und unter solchen Umständen aufwuchs, der machte sich um die Moral weniger Sorgen als um das blanke Überleben.

Mit einem Gefühl von Sanftmut faltete Tine den Brief zusammen und steckte ihn zurück in den Umschlag. Dann löschte sie die kleine Petroleumlampe, die neben ihrem Bett stand, und schloss die Augen, um in dieses neue, geheimnisvolle, aufregende Jahrhundert hinüberzuschlummern, das erst wenige Minuten alt war und von dem niemand wusste, was es bringen würde: das zwanzigste seit Christi Geburt.

Und während sie die Müdigkeit von sich Besitz ergreifen fühlte, erinnerte sie sich an all die schönen Dinge, die das alte Jahrhundert ihr beschert hatte: an das Leben auf der Insel, an die Zeit mit Henry, an das glanzvolle Hotel Imperial, das sie gemeinsam aufgebaut hatten und das immer noch das größte und schönste Haus von ganz Helgoland war, an die Güte der Thevessens und die Entscheidung, Fritzi mit hierherzubringen.

Obwohl das Glück sie dann im Stich gelassen hatte und trotz der Trauer, die sie stetig empfand, war sie dankbar für all das Gute, das ihr widerfahren war. Abermals hatte sie Zuflucht in der Pastorei gefunden, hatte Frau Thevessen unterstützt und Aufgaben in der Kirche übernommen und sich um den Garten

gekümmert, in dem sie mittlerweile prächtige Blumen züchtete, mit denen sie Frau Fricke vom örtlichen Blumenladen belieferte. Blumen hatten ihr einst den Weg aus einem ärmlichen Leben in Hamburg eröffnet. Sie würden immer ihr Trost und ihre Inspiration sein, auch in der neuen Epoche, die in dieser Nacht anbrach.

* * *

Mit zwanzig Salutschüssen begrüßte die Kaiserliche Marine das neue Jahrhundert. Auf dem Oberland hatten die Truppen Aufstellung genommen. Der Wind trug die Befehle über die Insel, Flaggen wurden gehisst, Gewehre präsentiert. Auch wenn Seine Majestät nicht anwesend war – die Parade, die zu seinen Ehren auf dem freien Feld hinter der Südkaserne abgehalten wurde, hätte ihm Freude gemacht. Schneidige Kadetten, Matrosen und Offiziere trugen ihre Galauniformen zur Schau, der Wind fuhr durch die Fahnen und riss den Qualm von den Kanonenrohren. Der oberste Befehlshaber der Helgoländer Truppen schritt die Reihen der rotwangigen Soldaten ab, die, allesamt das Kinn vorgereckt, mit blitzenden Knöpfen Schulter an Schulter standen. Alle Mann waren sie angetreten, ein jeder sich darüber im Klaren, dass er die militärische Macht des Deutschen Reichs repräsentierte, und dabei war es jedem einzelnen anzusehen, wie tief ihn dieses Bewusstsein berührte.

In gebührendem Abstand hatten sich zahlreiche Helgoländer eingefunden, um die Parade zu verfolgen. Ein so großes und vor allem ein so herausgeputztes Aufgebot an Uniformierten gab es auf der Insel nicht alle Tage zu bestaunen, wenngleich die Marine den Felsen immer mehr in Beschlag nahm.

Auch Tine stand am Zaun bei der Kaserne und betrachtete die Männer, sah zu, wie sie sich rührten und dann wieder

strammstanden, wie sie in ganzen Reihen vortraten, sich links-um wandten und dann gen Norden hin abmarschierten. Natürlich war es sinnlos. Sie arbeiteten sich hier auf der Insel an Übungen ab, die nichts brachten und zu nichts nutze waren. Sagte zumindest Pastor Thevessen. Und Tine war geneigt, ihm dabei recht zu geben. Inzwischen waren Tausende Soldaten auf Helgoland stationiert, wie viele genau, wusste niemand. Sie trieben den Ausbau der Hafenanlagen voran, von denen die Fischer so wenig haben sollten wie die Passagierschiffe. Sie trieben Stollen in den Felsen, die weder den Insulanern Zuflucht noch sonst einem Menschen je Obhut bieten würden. Was genau sie da taten, blieb den Halundern selbst ein Geheimnis. Sie wurden nicht gefragt – und sie sollten gefälligst auch nicht fragen. Der Bootsbauer Reimers hatte sich tatsächlich drei Tage Karzer eingehandelt, weil er den Sinn der kaiserlichen Bauwerke in Frage gestellt hatte, verhängt vom Inselkommandanten, und zwar ohne richterliche Anhörung. Seither murrte man nur noch hinter vorgehaltener Hand.

An diesem Tag aber nahm Tine deutlich wahr, dass die Insulaner, die sich selbst im Sonntagsstaat präsentierten, die schmucken Marinesoldaten bewunderten, dass sie den Glanz und den Pomp genossen, und sei es nur, um der Tristesse des tiefen Winters zu trotzen. Die Stimmung ringsum war heiter und von Optimismus geprägt. Schlüter vom Hotel Perle und vor allem vom ehemaligen Hotel Heesters, das jetzt seinen Namen trug, spazierte vorüber und hob seinen Hut. »Ein gutes neues Jahr, Frau Heesters!«

»Das wünsche ich Ihnen auch, Herr Schlüter.«

»Besten Dank! Sie kommen zur Messe?«

»Gewiss, Herr Schlüter. Ich hoffe, Sie werden ebenfalls da sein?«

»An einem solchen Tag, wer würde da nicht kommen?«

Mit stolz erhobenem Kinn lief er weiter, den Soldaten hinterher, die sich inzwischen alle aufgemacht hatten, Richtung Lange Anna zu marschieren. Das hieß in diesen Tagen: zu den neuen Geschützlafetten, die an der Nordspitze errichtet wurden. Der Inselkommandant hatte den Pastor gefragt, ob er eine Feldmesse für die Soldaten lesen würde, und Thevessen hatte erwidert: »Eine Messe für die Soldaten lese ich mit dem allergrößten Vergnügen, mein Herr! Das tue ich im Übrigen jeden Sonntag. Denn die Herren Offiziere sind ebenso eingeladen wie die Herren Kadetten und die Herren Fischer und Netzflicker. Nur auf dem Acker würde ich sie ungern lesen. Dafür haben wir ja die Kirche auf unserer schönen Insel. Versäumen Sie nicht, mit Ihren Männern vorbeizukommen!«

Es kamen Soldaten, wenn auch nur wenige. Nach dem Ende der Parade hatten die meisten von ihnen für den Rest des Neujahrstages Ausgang. Wobei sie eher den geistigen Getränken zusprachen, als den geistlichen Ermahnungen zu lauschen.

Für die Wirte war das freilich ein Gewinn. Aber nicht nur Tine fürchtete, dass die Insel in der Nordsee über kurz oder lang ihren Zauber verlieren könnte, wenn sie so sehr von den Militärs vereinnahmt wurde. Also wandte sie sich ab und spazierte in die entgegengesetzte Richtung: zum Falm hin und dann über die Treppe zum Unterland und dort an den Süstrand, wo der neue Prachtsteg sich aus dem Wasser erhob und einlud, bis an seine Spitze zu gehen und sich den Wind um die Nase wehen zu lassen.

* * *

Der Weg zum Südhafen führte vorbei an jenem stolzen Haus, das Henry Heesters vor mehr als acht Jahren hatte errichten

lassen, das »Hotel Imperial Helgoland«, ein glanzvolles Anwesen, das auch heute noch das erste Haus am Platz war und seinen Gästen die vorzüglichsten Annehmlichkeiten bot, die man sonst nur in Paris oder London fand. Henry Heesters hatte die Insel als die Krone der Nordsee betrachtet – das »Imperial« sollte das Juwel in dieser Krone sein. Und es war ihm gelungen, wenn auch nur für wenige Wochen, bis ihn die Banken buchstäblich in den Abgrund getrieben hatten.

Wann immer Tine am »Imperial« vorbeikam, sah sie Henry vor sich, wie er stolz auf der großen Treppe stand, den Daumen in die Westentasche gehängt, und mit strahlendem Lächeln in die Welt sah. Dann lächelte sie zurück, auch wenn er nur in ihrer Phantasie dort oben stand, und sie schickte ihm heimlich einen Kuss. So tat sie es auch heute, und just in diesem Augenblick trat der neue Besitzer aus dem Haus. »Moin, Frau Heesters!«, rief Henning Pfeifer und nickte ihr freundlich zu.

»Moin, Herr Pfeifer!«, rief Tine zurück. »Und ein gutes neues Jahr!«

»Ihnen auch, Frau Heesters, Ihnen auch!«

Im nächsten Moment war er weg. Es war offensichtlich, dass Pfeifer das schlechte Gewissen plagte, sobald er Tine begegnete. Immerhin galt er als Hauptprofiteur ihres Unglücks, hatte er doch das »Imperial« weit unter den Kosten erworben, die für den Bau notwendig gewesen waren. Aber Pfeifer war kein Unmensch. Er hatte Tines Not erkannt und ihr ein kleines, aber sicheres Auskommen gewährt: Das ganze Jahr über kümmerte sich Tine um den Blumenschmuck des »Imperial«. In den Spätherbst- und Wintermonaten war das weniger einträglich, aber mit etwas Geschick doch zumindest ganz passabel. In den Frühlings- und Sommermonaten konnte Tine die Arbeit kaum bewältigen. Denn Pfeifer hatte das Prinzip von Henry

Heesters übernommen, auf jedem Zimmer stets frische Blumen zu präsentieren, in den Salons und Speisesälen ohnehin, vor allem aber in der Halle und am Empfang, wo täglich ein neues Gebinde aufs Prächtigste arrangiert werden musste. An manchen Tagen gelang es Tine kaum, die nötigen Blumen herbeizuzaubern. Schließlich verfügte sie nicht über die Möglichkeiten, die Frau Fricke hatte, die einzige Blumenhändlerin der Insel. Und wenn sie in Frickes Blumenladen einkaufte, dann zahlte sie am Ende mehr, als sie ihrerseits vom »Imperial« für den Blumenschmuck bekam. So hatte es sich ergeben, dass aus dem seit jeher schon üppig blühenden Pfarrgarten in den letzten Jahren ein paradiesischer Ort mit den schönsten und edelsten Gewächsen geworden war, den Tine mit Hilfe ihrer Schwester und inzwischen auch ihrer Tochter behutsam bestellte.

Tine wollte sich bereits abwenden und ihrer Wege gehen, als sich im ersten Obergeschoss ein Fenster öffnete und ein Mann sich nach draußen beugte, um einen der Läden zu untersuchen. »Alfred?«, sagte Tine. Der Mann blickte auf und erkannte sie. »Tine! Ein frohes neues Jahr wünsche ich dir!« Doch im nächsten Moment huschte ein Schatten über sein Gesicht. »Ich ...«

»Du arbeitest jetzt hier?«, fragte sie und trat näher, denn es schickte sich nicht, sich laut zuzurufen.

»Ja, Tine. Herr Pfeifer war so freundlich ...« Betreten wich er ihrem Blick aus. Gewiss, Tine selbst hatte ja Arbeit hier gefunden. Aber es war doch etwas anderes, wenn ausgerechnet Alfred, mit dem sie eine so lange Freundschaft auf dieser Insel verband, im »Imperial« arbeitete. Jedenfalls konnte er das durchaus so sehen.

»Ich freue mich für dich!«, sagte Tine deshalb nachdrücklich. Weshalb auch sollte er ein schlechtes Gewissen haben,

nun hier in Stellung zu sein. Das »Imperial« war die beste Adresse der Insel – und Alfred war einer der fähigsten Hausdiener, die Tine kennengelernt hatte. Die Pension Wagner, in der sie einst gemeinsam gearbeitet hatten, stand seit langem leer und würde wohl bald abgerissen werden. Und dass ausgerechnet Alfred dauerhaft Hilfsarbeiten beim Bootsbauer Reimers verrichten würde, nachdem er mit Frau Wagners Tod vor beinahe zwei Jahren seine Stelle verloren hatte, das wäre nicht recht gewesen.

»Danke, Tine. Ich weiß nicht ...« Er räusperte sich. »Wegen deinem Mann und allem ...«

»Ach, Alfred! Ich meine es ehrlich: Du bist ein guter Mann, du verdienst eine gute Stellung. Was bist du nun hier? Erster Hausdiener?«

»Na ja, nun übertreib mal nicht, Tine. Ich bin Hausdiener.« Er lächelte und fuhr sich durch den dichten Haarschopf. »Immerhin darf ich Herrn Imhof vertreten, wenn er seinen freien Tag hat.«

Herrn Imhof. Henry hatte eingeführt, dass der Erste Hausdiener des »Imperial« nicht wie alle anderen Bediensteten mit Vornamen angesprochen wurde, sondern wie die Hausdame mit seinem Familiennamen. Erst jetzt fiel Tine auf, dass sie Alfreds Nachnamen gar nicht kannte oder sich zumindest nicht erinnern konnte. »Falls er sich mal entschließt, woanders zu arbeiten, wirst du dann wohl Herr Alfred werden«, sagte sie lachend.

»Ja. Also: Herr Prünn.«

»Herr Prünn. Schöner Name.«

Nun war es Alfred, der lachte. »Lass gut sein, Tinchen. Man soll das neue Jahr nicht gleich mit Schwindeleien beginnen.«

Tinchen, so hatte er sie manchmal genannt, als sie noch

ganz neu im Haus Wagner war – und häufig verzweifelt ob ihrer Unzulänglichkeit und Unerfahrenheit. Wäre Alfred nicht gewesen, sie hätte sich womöglich nicht auf der Insel halten können. »Nun«, sagte Tine. »Erstens würde ich niemals wagen, dich anzuschwindeln. Und zweitens weiß ich jetzt, dass für unser gutes altes Haus bestens gesorgt ist. Jetzt kann die neue Saison kommen.«

»Das kann sie, Tine. Das kann sie.« Alfred nickte gen Westen hin. »Wird aber noch ein büschen dauern. Erst einmal muss sich der Winter austoben.«

Tine folgte seinem Blick. Am Horizont waren schwere Regenwolken heraufgezogen. Der Wind hatte zugenommen und fuhr schneidend in ihren Mantel. Sie schlang die Arme um sich. »Ich muss dann mal«, sagte sie und deutete auf ihre Tasche. »Ich wollte Frau Liebrecht einen Kuchen vorbeibringen.«

»Tu das, Tine. Die alte Dame wird sich freuen. Grüß sie von mir.«

»Gerne.« Sie winkte noch einmal, dann setzte sie ihren Neujahrsspaziergang fort, ohne zu bemerken, wie Henning Pfeifer sie aus einiger Entfernung neugierig beobachtete.

* * *

Wie immer saß Frau Liebrecht, die alte Hebamme der Insel, ohne Licht in ihrer düsteren kleinen Kate. Wenigstens brannte im Herd ein kleines Feuer, sodass es in der Küche nicht völlig kalt war. »Guten Morgen, Frau Liebrecht!«, grüßte Tine und duckte sich durch die niedrige Eingangstür.

»Ach, Tine«, seufzte die alte Dame statt einer Begrüßung. »Kommst am Neujahrstag bei mir vorbei, was bist du für ein guter Mensch.«

»Nu, Frau Liebrecht, wo sollte ich denn hin, wenn nicht

hierher?«, erwiderte Tine gerührt und wie immer ein bisschen erschrocken, weil es mehr als deutlich war, dass die alte Hebamme so gut wie nichts mehr sah. Immerhin, in ihrem Häuschen konnte sie sich so gut aus, dass sie sich zurecht fand. »Setz dich zu mir. Darf ich dir etwas anbieten? Vielleicht einen Tee? Ist vielleicht schon kalt, aber das macht ja nichts, oder?«

Tine blickte zur Anrichte hin, auf der die Kanne stand. Vermutlich noch vom Vortag. Alles wirkte etwas verwahrlost. Aber wie sollte auch eine alleinstehende alte Frau, der das Augenlicht abhandengekommen war, Ordnung halten und putzen und alles proper und adrett richten? Das war eben einfach nicht möglich. Und es war auch nicht nötig, fand Tine. Auch so sah man, dass ein guter Geist in diesem Hause herrschte. »Lassen Sie mal«, entgegnete sie. »Ich hab uns etwas mitgebracht.« Uns. Natürlich. Denn auch wenn die Sachen für die Hebamme waren, so wusste Tine doch längst, wie wertvoll es für die alte Dame war, dass jemand sich zu ihr setzte und ihr ein wenig Gesellschaft leistete. Eigentlich war das sogar wichtiger als die Gaben selbst, die sie dabei hatte: »Einen kleinen Kuchen, den ich für Sie gebacken habe«, erklärte sie. »Und ...« Sie machte eine bedeutsame Kunstpause. »... und ein Fläschchen von Frau Thevessens berühmtem Sanddornschnaps, und zwar mit den allerbesten Neujahrswünschen aus der Pastorei.«

»Ach, Kindchen«, seufzte die alte Frau. »Was seid ihr doch für gute Menschen! Tausend Dank. Ich kann mich ja leider gar nicht erkenntlich zeigen.« Sie lachte leise. »Zumindest nicht, solange du nicht nochmal schwanger wirst.« Ein wehmütiger Zug umspielte ihre Lippen. Und ganz leise, sodass sie fast nicht zu hören war, fügte sie hinzu: »Überleg es dir, Mädchen. Das Leben ist doch noch nicht vorbei.«

Tine überhörte die letzten Worte. Stattdessen stand sie auf

und holte zwei Gläser aus dem Schrank. Sie war so oft hier und der alten Frau schon so oft zur Hand gegangen, dass sie sich in der kleinen Kate auskannte wie in ihrem eigenen Zuhause. »Es ist zwar noch ein bisschen früh«, sagte sie, als sie zwei Fingerbreit von dem Schnaps einschenkte. »Aber wir müssen ja noch auf das neue Jahr anstoßen, nicht wahr?« Sie schob der Hebamme ein Gläschen hin.

»Recht hast du, Tine. Das müssen wir. Und auf das neue Jahrhundert gleich dazu.« Die alte Dame hob ihr Glas und erklärte: »Auf eine glückliche Zukunft, Tine. Für dich und für alle Helgoländer – vor allem für die, die noch kommen werden.«

»Ja, vor allem für die«, erwiderte Tine und stieß mit ihr an. Es würden nicht wenige sein. Und die meisten würden – zumindest in der nächsten Zeit – mit Hilfe der alten Hebamme und mit Tines Hilfe zur Welt gebracht werden. Denn seit längerem war Tine zur Gehilfin der alten Frau geworden. Dutzende Kinder waren inzwischen mit Tines Hilfe entbunden worden. Aber jedes Mal stellte Tine aufs Neue fest, dass man wohl alles nach den Regeln lernen und wissen konnte, die Erfahrung aber durch nichts zu ersetzen war. Und diese Erfahrung hatte nun einmal Frau Liebrecht, die über fünfzig Jahre dem größten Teil der Insulaner auf die Welt geholfen hatte. So kam es, dass Frau Liebrecht, obwohl alt und gebrechlich, zu den angesehensten Persönlichkeiten der Insel zählte, und dass viele, die ihr begegneten, sie mit einer tiefen Verbeugung begrüßten und stets den Hut vor ihr zogen. Nur dass die alte Dame, wenn sie nicht zu einer Untersuchung oder Geburt gerufen wurde, kaum noch aus dem Hause ging. Zu schwer fiel ihr das Gehen, zu unangenehm war ihr, dass sie ihr Gegenüber meist nicht mehr erkannte.

»Bei den Westgards wird es jetzt bald so weit sein«, durchbrach Tine die Stille nach einer kleinen Weile.

»Ja, das dürfte jeden Tag so weit sein. Macht mir ein bisschen Sorgen, weil sie so zierlich ist.«

»Aber sie ist noch so jung«, erwiderte Tine. »Da ist sie stark, oder?«

»Das kann man nur hoffen. Gerade mal achtzehn, das Mädchen. Sie hätten schon noch etwas warten können.«

»Wer will schon warten in dem Alter«, sagte Tine und dachte zurück. Sie selbst war erst neunzehn Jahre alt gewesen, als Jette auf die Welt gekommen war.

»Ich wollte, Anne Rüger käme endlich nieder«, murmelte Frau Liebrecht. »Sie ist seit drei Tagen überfällig.«

Tine nickte. »Ich hatte ja erwartet, dass die Wehen in der Silvesternacht einsetzen.«

»Ja, das hätte gepasst. Gerade die komplizierten Geburten suchen sich immer die Unzeit aus.«

Kompliziert, das war zu befürchten. Denn Anne Rüger hatte den größten Bauch, den Tine je gesehen hatte. Die beiden Frauen waren sich sicher, dass es Zwillinge werden würden, zumal auch die Herztöne dafür sprachen. »Aber Frau Rüger macht uns keine Sorgen, oder?«, fragte Tine.

»Nein«, beruhigte die alte Hebamme sie. »Frau Rüger ist kräftig und gesund. Die würde ihre Kinder wahrscheinlich auch alleine bestens zur Welt bringen.«

»Gebe Gott, dass es so ist.«

Ohne lange zu fragen, räumte Tine ein wenig bei der alten Dame auf, machte frischen Tee, richtete ihr einen Teller mit Kuchen und fegte rasch den Küchenboden, ehe sie sich wieder auf den Weg machte. Dankbar drückte ihr Frau Liebrecht die Hände, als sie in der Tür standen, den Gruß musste sie hinun-

terschlucken, weil ihr Tränen in den Augen standen. Tine nickte. »Danke, Frau Liebrecht.« Sie versuchte, so leichthin wie möglich zu klingen. »Wir sind morgen um zehn Uhr bei Rügers, wollen wir zusammen hingehen?«

Die alte Dame nickte. Dann wandte sich Tine um und machte sich wieder auf den Weg.

Inzwischen war aus der steifen Brise ein stürmischer Wind geworden, der Tine heftig entgegenschlug, als sie sich auf den Weg zum Laden von Frau Fricke machte. Die Blumenhändlerin war in den Wintermonaten nicht auf der Insel. In der Zeit versorgte Tines Schwester Fritzi den Laden, auch wenn es nicht viel zu tun gab. Denn »Blumen Fricke« war von Ende Oktober bis Anfang März geschlossen. Also galt es nur, die Topfpflanzen, die Frau Fricke im alten Jahr nicht hatte verkaufen können, ins neue Jahr zu retten, die Post durchzusehen, hier und da eine Nachricht nach Hamburg zu schicken, wo sich die Blumenhändlerin in der Zeit aufhielt, und das Haus halbwegs in Schuss zu halten. Aufgaben, auf die sich Fritzi bestens verstand. Denn aus dem etwas zurückgebliebenen Mädchen von einst war eine selbständige Frau geworden, die sich im Alltag gut zurecht fand, von jedermann mit Respekt behandelt wurde – und die sogar ihr Liebesglück gefunden hatte!

»Moin, Tine!«, rief Fritzi erfreut, als sie ihre Schwester erblickte. »Komm herein!«

»Gerne. Moin, Fritzi. Wie geht es dir?« Die jungen Frauen umarmten sich, und Tine hatte den Eindruck, dass Fritzis Bauch seit letztem Mal endlich etwas größer geworden war. Denn bisher war die Schwester trotz der fünf Monate, die die Schwangerschaft nun schon währte, gertenschlank geblieben, sodass sie sich schon Sorgen gemacht hatte.

»Danke, Tine, es ging mir noch nie besser!« Sie legte die

Hände auf die Wölbung. »Ich kann es jetzt auch endlich spüren.«

»Wie schön, Fritzi. Darf ich?« Tine fasste den Bauch ihrer Schwester an, und in der Tat schien sich das Kind zu bewegen. Sie lächelte. »Ich freue mich so für dich.«

»Ich mich auch, Tine.« Dennoch verriet die Miene der jüngeren Schwester, dass etwas sie belastete. »Was ist?«, wollte Tine wissen.

»Das Kind ... es wird kommen, wenn ...«

»Wenn?«

»Wenn Frau Fricke zurück ist.«

»Na, das ist doch wunderbar, oder? Dann musst du nicht mehr für alles alleine sorgen.«

»Ja«, bestätigte Fritzi. »Aber es ist auch die Zeit, in der wir mehr Arbeit haben. Viel mehr!«

In der Tat bedeutete die Rückkehr der Blumenhändlerin in ihren Laden auf Helgoland, dass die Saison wieder begann und alles vorbereitet werden musste für die ersten Besucher, die wenig später auf der Insel anlanden würden. Stets kam Frau Fricke mit einer Vielzahl von Kisten zurück, deren Lagerung im Frachtraum des Dampfers sie höchstpersönlich überwachte, damit nur ja keine der zarten Pflanzen Schaden nahm, um später dann das Löschen der Ladung aus dem Schiffsbauch ebenso akribisch zu verfolgen. Alles wurde danach eiligst zum Laden gebracht, dort ausgepackt, hergerichtet, zugeschnitten, gegossen, um- oder eingetopft ... Die Arbeit, die Frau Fricke jedes Mal mitbrachte, hätte eine ganze Kompanie beschäftigt. Aber tatsächlich musste sie von zwei Frauen erledigt werden: ihr selbst und Fritzi, die alles für die Rückkehr der Blumenhändlerin vorzubereiten hatte. Schwere Arbeit also kam im März auf Tines Schwester zu – zu einer Zeit, in der sie hochschwan-

ger sein und der Niederkunft entgegenfiebern würde. »Ich werde dir fleißig helfen, Fritzi«, erklärte Tine. »Mach dir keine Sorgen. Wenn wir das zu dritt machen, wird es nicht mehr so viel sein. Und auch nicht mehr so schwer.« Sie selbst würde die kräftezehrendsten Arbeiten erledigen, um ihre Schwester zu entlasten. Alles Weitere würde sich finden und fügen.

»Du bist die Beste, Tine«, sagte Fritzi und küsste ihre Schwester auf die Wange. Dann wandte sie sich um. »Magst du einen Tee mit mir trinken?«

»Danke, Fritzi, ich hatte schon Tee bei Frau Liebrecht. Ich wollte nur nach dir sehen. Aber nun muss ich mich beeilen. Es sieht aus, als würde jeden Moment ein Sturm losbrechen.«

Erschrocken sah Fritzi nach draußen. »Ja, wirklich, Tine!«, rief sie. »Das sieht nicht gut aus. Und ich wollte noch rasch hinauf zu St. Nicolai und ein Gebet sprechen. Für ...« Sie griff sich an den Bauch.

»Ich weiß nicht, ob das so eine gute Idee ist, Fritzi.«

»Hm.« Die Schwester schien auch zu zögern, was Tine beruhigte.

»Bleibst du noch bei mir?«

»Ich habe viel zu viel zu tun, Fritzi. Aber ich komme dich morgen wieder besuchen, ja? Grüß mir Simon.«

»Das will ich gerne tun.«

* * *

Als Tine auf halbem Wege zwischen dem Blumenladen und dem Fahrstuhl zum Oberland war, krachte der erste Blitz herab. Im nächsten Augenblick goss es wie aus Eimern. Die Wellen peitschten an den Südstrand, dass die Gischt hoch aufspritzte, die Wolken hatten den Himmel so verdüstert, dass es dunkel war wie in tiefster Nacht. »O Gott!«, rief Tine und

drückte sich entsetzt an den Schaukasten der Gemeinde an der Promenade, der von einem Dächlein geziert war. Aber das brachte natürlich nichts. Die Urgewalten, die sich über Tine entluden, schienen davon nur noch mehr herausgefordert. Graupelkörner prasselten auf sie herab, der Wind entriss ihr den Hut, der im nächsten Augenblick im Wasser landete und von den brechenden Wellen verschluckt wurde.

Mit dem Mut der Verzweiflung rannte Tine über die Promenade und hastete die Treppen des nächstgelegenen Hauses hinauf: des ehemaligen Hotel Heesters.

Der Hausdiener Theo musste sie beobachtet haben, denn in dem Moment, in dem sie oben ankam, riss er von innen die Tür auf und reichte ihr den Arm. »Schnell, Frau Heesters, kommen Sie herein!«

»Danke, Theo«, keuchte Tine. »Was für ein Unwetter!«

»Es hat sich aber angekündigt«, erwiderte der Mann, der längst in den besten Jahren genannt werden durfte, und hob mahnend die Augenbrauen.

»Ich weiß, Theo, ich weiß. Aber ich hatte nicht damit gerechnet, dass es so schnell geht.«

»Auf der Insel kann das Wetter in Minuten umschlagen, Frau Heesters. Sie sind nun lange genug hier, Sie sollten es langsam wissen.«

»Sie haben recht, Theo. Ich habe einfach nicht aufgepasst.« Tine sah sich um. »Wie geht es Ihnen?«

Plötzlich schien die Stirn des Hausdieners umwölkt. »Wie man es nimmt, Frau Heesters. Wie man es nimmt.«

»Na, Sie sehen doch blendend aus, Theo! Die neue Saison steht vor der Tür, das Jahr ist ganz frisch ...«, versuchte Tine ihn aus seiner offenbar melancholischen Stimmung zu reißen.

»Gewiss«, stimmte der Hausdiener zu. »So ist das«, um dann

leise anzufügen: »Für mich wird es die letzte Saison sein und das letzte neue Jahr.«

»Wollen Sie denn aufhören, Theo?«

»Ich nicht, Frau Heesters. Aber ich spür's. Der da oben ...« Er deutete zum Himmel. »Der da oben wird schon dafür sorgen.«

»Sagen Sie das nicht, Theo, Sie sind doch ein Mann in den besten Jahren!«

Der alte Hausdiener blickte wehmütig durch die Tür nach draußen. Ja, für andere mochte das wohl gelten, aber es war mehr als deutlich erkennbar, dass er für sich selbst nicht dieser Ansicht war. »Was immer das heißt, Frau Heesters«, murmelte er. »Was immer das heißt.« Er lächelte ihr zu und nahm wieder sein Werkzeug auf, mit dem er im Haus unterwegs gewesen war, bevor Tine es betreten hatte. »Ich suche Ihnen mal was zum Überziehen.« Während Theo im hinteren Teil des Gebäudes verschwand, öffnete sich die Tür zum Kontor, und Georg Schlüter, der Jüngere, trat heraus. »Sieh da, welche schöne Überraschung!«, grüßte er Tine.

Obwohl der Hotelerbe immer ein freundliches Wort für sie übrig hatte, war ihr seine Gegenwart unangenehm, zumal er die Eigenart hatte, immer gerade da aufzutauchen, wo Tine ihn nicht erwartete. In seinem Hotel nun war das freilich etwas anderes. »Ich wurde vom Unwetter überrascht, Herr Schlüter«, erklärte sie. »Bin gleich wieder weg.«

»Ach, ich habe gerade nichts zu tun, leisten Sie mir doch etwas Gesellschaft. Auf einen Grog vielleicht?«

Tine schüttelte den Kopf. »Sonst gerne. Aber heute habe ich leider gar keine Zeit.«

»Tatsächlich? Sie werden doch gewiss nicht gleich wieder hinaus in den Weltuntergang flüchten?«

In dem Augenblick trat Theo hinzu und reichte Tine einen Südwest. »Der hier sollte passen«, sagte er unter dem unwilligen Blick seines Dienstherrn. »Sie wollen doch unseren Gast nicht in die Sintflut hinausschicken, Theo!«, empörte sich Schlüter künstlich. Doch Tine nahm den Überzieher und machte nur einen kleinen Knicks. »Das passt perfekt für mich, vielen Dank! Ich bringe ihn morgen wieder.« Mit einem letzten Blick streifte sie den Schweißfilm, der sich auf Schlüters Stirn und Oberlippe gebildet hatte, und die roten Flecken, die sich auf seinen Wangen zeigten, dann schlüpfte sie in den Südwester hinein und zur Tür hinaus.

* * *

Zweites Kapitel

So war Tine halbwegs geschützt wieder zurückgekommen ins Pfarrhaus. Doch der Sturm jagte über die Insel, als wollte er sie ins Meer reißen. Immer wieder war Tine ganz bang, wenn sie ein solches Unwetter auf Helgoland erlebte. Es war etwas völlig anderes, ob man die Urgewalten der Natur in Hamburg erlebte, wo auf jedem Schritt ein mächtiges Bauwerk Schutz bot, oder hier: mitten in der rauen See, wo man von deren entfesselten Kräften ganz und gar umgeben war. »Gottchen, Tine!«, rief Frau Thevessen, als sie endlich im Flur stand, tropfnass und durchgefroren. »Was hab ich mir Sorgen gemacht!«

»Tut mir leid, Frau Thevessen«, erwiderte Tine zitternd. »Ich bin überrascht worden. Und ich wollte nicht ... Na ja. Jetzt bin ich ja hier.«

»Gott sei Dank!«, sagte der Pastor, der ebenfalls hinzugetreten war. »Das war ein Ausflug zur falschen Zeit.«

»Ein Neujahrsspaziergang«, korrigierte Tine.

»Allerdings«, lachte der Pastor. »Einer, den du nicht vergessen wirst.«

»Da haben Sie allerdings recht, Pastor Thevessen.«

»Na, dann ist mal Zeit, dass ich meinen Neujahrsspaziergang rasch erledige.«

»Du, Detlev?«, fragte seine Frau fassungslos.

»Keine Sorge, Liebes, ich muss nur rasch die Kirche aufsperrn. Ich bin gleich wieder da. Magst du mir den Südwester ausleihen, Tine? Der ist sowieso schon klitschnass.«

»Geben Sie mir einfach den Schlüssel, Herr Pastor«, entgegnete Tine und streckte die Hand aus. »Ich bin auch klitschnass. Da muss nicht noch einer mehr nass werden.«

Der Pastor zögerte kurz, erkannte dann aber, dass Tine recht hatte, und gab ihr den Schlüssel. »Du kommst aber sofort wieder?«

»Darauf können Sie sich verlassen, Herr Pastor!«, lachte Tine. »Ich freue mich schon darauf, mir eine Tasse Tee zu machen.«

»Um den kümmere ich mich inzwischen«, warf die Pastorengattin ein. Im nächsten Moment war Tine wieder durch die Tür und lief die Casino- und die Kirchenstraße hinab zu St. Nicolai. Gegen die dunklen Wolken wirkte der Bau noch imposanter als sonst. Von den Kasernen abgesehen, war die Kirche der größte Bau des Oberlands, und der Turm erhob sich eindrucksvoll in einsame Höhen wie ein Bruder des Leuchtturms. Bei Sturm war die Kirche nie verschlossen, um jederzeit all jenen Zuflucht zu gewähren, die in ihren Mauern Schutz suchten. Sie hätte längst geöffnet sein sollen, gerade an diesem besonderen Tag.

Schon von ferne sah Tine einen Schatten am Fuß des Portals. Und als sie näher kam, war ihr, als kauerte dort ein Mensch, der sich unter den mächtigen Bögen des Kirchtors vor den Elementen zu schützen suchte. Aber erst als sie schon ganz nah war, erkannte Tine, wer da auf den steinernen Stufen lag. »Fritzi!«, rief sie entsetzt. »Fritzi!« Sie stürzte auf die Schwester zu und packte sie an den Schultern. »Was ist mit dir?«

Die kleine Schwester blickte mit tränenvollen Augen zu ihr auf und ächzte. »Mein Kind ... Tine! Bitte!« Sie schluchzte. »Mein Kind!«

Da entdeckte Tine den dunklen Fleck, der sich unter Fritzi

gebildet hatte. Das Fruchtwasser war abgegangen, vielleicht auch Blut, man konnte es im Dämmer des Sturmlichts nicht erkennen. »Komm«, keuchte Tine und hakte ihre Schwester unter. »Wir müssen rüber in die Pastorei.« Wenn das Kind jetzt kam, dann würde es nicht überleben. Wahrscheinlich war es bereits im Mutterleib gestorben. Fritzti hatte eine Fehlgeburt erlitten. Im fünften Monat, dachte Tine. Wie furchtbar.

Wenig später schleppten sich die beiden Frauen über die Schwelle des Pfarrhauses. Die Pastorengattin schlug die Hände vor den Mund, als sie die beiden sah. »Um Himmels willen!«, rief sie. »Was ist geschehen?«

»Ich fürchte, meine Schwester hatte eine Fehlgeburt«, erklärte Tine und hielt Fritzti ganz fest. Sie spürte, wie sich ihr Körper bei diesen Worten versteifte. Natürlich. Auch wenn es der kleinen Schwester selbst bewusst gewesen sein musste: Es so zu hören war noch einmal etwas ganz anderes. »Ach, Kindchen, ach, Kindchen!«, rief Frau Thevessen und nahm Tine die Schwester aus dem Arm, drückte sie fest und brachte sie dann hinüber in die Stube. »Nun leg dich hierhin«, sagte sie und richtete rasch ein Kissen für den Kopf auf dem Kanapee. »Ich bring dir gleich ...« Sie blickte zu Tine hin. »Was soll ich denn jetzt tun?«, fragte sie auf einmal ratlos. »Kann sie etwas trinken? Oder brauchen wir ... Ich weiß ja nicht ...«

»Ein paar frische Tücher wären gut, Frau Thevessen«, erklärte Tine. »Das Fruchtwasser ist abgegangen, aber es wird noch etwas nachkommen. Sie hat Blut verloren. Aber vor allem müssen wir das Kind jetzt holen.«

»Das Kind holen?«, erwiderte die Pastorengattin erschrocken.

»Es kann nicht drinbleiben.«

»Nein, natürlich nicht. Du hast ganz recht, Tine. Wir machen es so, wie du sagst.«

Wenig später saßen Tine und Frau Thevessen an Fritzis Lager und hielten ihr die Hände. Gemeinsam sprachen sie ein Gebet und versuchten, die Untröstliche zu trösten. In der großen Waschschüssel unter einem Leinentuch lag der Körper des Kindes, winzig und zerbrechlich. Natürlich war es bereits tot gewesen, als Tine es unter größten Anstrengungen ihrerseits und vor allem Fritzis aus deren Leib gepresst hatte. Es war nicht die erste Totgeburt, die sie erlebt hatte – aber nie war ihr das Schicksal der Mutter so nah gegangen. Zum einen natürlich, weil es ihre eigene Schwester war, die das so sehnlich erwartete Kind verloren hatte. Zum anderen, weil die Schwangerschaft schon so weit fortgeschritten war. Dass eine werdende Mutter die Frucht in den ersten Wochen verlor, das kam ja durchaus häufig vor. Meist wurden die Hebammen – wenn überhaupt – nur gerufen, um anschließend »nach dem Rechten zu sehen«. Aber zu so fortgeschrittener Zeit, das gab es nicht so häufig.

Leise und respektvoll trat der Pastor näher. »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen«, murmelte er, sich wohl bewusst, dass er damit keinerlei Trost spenden konnte.

»Herr Pastor«, flüsterte Fritz. »Das Kind ...«

»Es war ein Mädchen«, sagte Tine leise.

»Meine Tochter ...«

»Ja?«

»Sie ist ... ist nicht ...«

Der Pastor nickte. »Ich weiß, Fritz, sie ist nicht getauft.«

»Aber dann wird sie nicht ... ins Himmelreich eingehen!«, schluchzte Fritz mit einem Mal so laut, dass es Tine mitten ins Herz traf.

Doch der Pastor schüttelte den Kopf. »Das wird sie, Fritz.

Die Ungeborenen sind Gottes Kinder und bedürfen keiner Taufe, um in sein Reich einzugehen.«

»Wirklich, Herr Pastor?«

»Wahrhaftig, Fritzi. So ist es und nicht anders. Dein Kind, deine Tochter, ist schon jetzt im Himmelreich und blickt auf uns herab und dankt dem Herrn für unsere Liebe.«

»Unsere Liebe? Aber sie hat doch gar nicht ...«

»Doch, Fritzi. Wir trauern und zeigen ihr so, dass wir sie geliebt haben, selbst wenn sie noch nicht zur Welt gekommen war. Außerdem ...« Er atmete tief durch, Tine konnte erkennen, wie sehr auch ihm die Situation naheging. »Außerdem: Du hast dieses Kind auf seinem letzten Weg auf Erden in deinem Leib zum Herrn getragen! Wie viel näher kann man Gott kommen?«

»So habe ich es gar nicht bedacht«, sagte Fritzi, während Frau Thevessen heimlich ein Taschentuch aus ihrem Ärmel zupfte und sich die Nase putzte. »Wahrlich«, sprach der Pastor. »Die Wege des Herrn sind unergründlich.«

Ja, dachte Tine, das sind sie, immer wieder. Aber manchmal wünschte sie, diese Wege wären leichter für die Menschen, die sie zu gehen hatten.

* * *

Fritzi hatte darauf bestanden, das Kind zu sehen, es einmal im Arm zu halten. Nur widerstrebend hatte sich Tine überwunden, es aus der Waschschüssel zu heben und ihr auf den Bauch zu legen, das winzige Köpfchen am Busen der Schwester. Eine Weile hatten sie so leise weinend beieinandergesessen: nur Fritzi, Tine und das Kind, dessen kleiner Leib sich bei jedem Atemzug und jedem Schluchzen der Mutter hob und senkte. Dann, irgendwann, schien Fritzi ihren Frieden mit dem Ge-

schehenen gemacht zu haben. »Nimm sie«, sagte sie leise zu Tine. »Ich möchte, dass du sie begräbst.«

Tine nickte. »Ja«, flüsterte sie. »Ich bitte Pastor Thevessen um eine Grabstelle auf dem ...«

Doch Fritzi schüttelte den Kopf. »Sie soll unterm Flieder liegen.« Unter den Fliedersträuchern im Pfarrgarten. Auch Tine schluchzte. Natürlich: der Ort, den Fritzi auf der Welt am meisten liebte. Stundenlang konnte sie an schönen Tagen dort auf dem Bänkchen sitzen. »Thevessens sind bestimmt damit einverstanden«, sagte Tine und hob den Körper des kleinen Menschleins sacht von Fritzis Bauch. »Ich kümmere mich darum.«

»Danke, Tine. Ich bin so froh, dass ich dich habe.«

»Ach, Fritzi, ich wünschte, ich hätte dir helfen können«, versuchte Tine ihre eigene Not zu erklären. »Immer wieder bringen wir Kinder zur Welt. Und dann ausgerechnet bei dir ...« Fritzi lächelte matt. »Vielleicht bekomme ich ja eines Tages eines, das du zur Welt bringen kannst.«

»Das wünsche ich dir, Fritzi«, sagte Tine. Und ganz leise fügte sie hinzu: »Und mir. Mir wünsche ich es auch.«

Dann wickelte sie das Leinentuch, mit dem der kleine Leichnam bedeckt gewesen war, um das Kind und trug es hinaus. Sie fragte nicht. Sie wusste, dass das Pastorenpaar nichts dagegen haben würde. So ging sie in den Garten, legte den winzigen Körper neben das kleine Gewächshaus, wo er geschützt war, und hob mit dem Spaten ein Grab aus. Sie spürte nicht den Wind und nicht den Regen, achtete nicht auf ihre eisigen Hände, nicht auf die tiefende Nase und das nasse Haar. Sie grub nur, arbeitete sich ab an den Widrigkeiten dieses schrecklichen Tages und stand zuletzt vor einem Loch, wie man es brauchte, um einen Rosenstrauch zu pflanzen. »Der

Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen«, murmelte nun auch sie mit schwerem Herzen. Dann legte sie den winzigen Kinderkörper hinein und kniete sich nieder, um noch ein Vaterunser zu sprechen, ehe sie mit bloßen Händen die Erde, die sie ausgehoben hatte, wieder zurückschob und das kleine Wesen damit bedeckte. Als sie dieses einsame Begräbnis vollbracht hatte, fand sie nicht mehr die Kraft, aufzustehen und ins Haus zu gehen. Stattdessen blieb sie auf ihren Knien unter dem Fliederstrauch und weinte, bis sie bemerkte, dass die Musik, die sie in ihrem Kopf hörte, keine Einbildung war, sondern dass tatsächlich jemand sang:

*Guten Abend, gute Nacht,
Mit Rosen bedacht.
Mit Näglein besteckt,
Schlüpf unter die Deck'.*

Mit zitternder Stimme begann sie mitzusingen:

*Morgen früh, wenn Gott will,
Wirst du wieder geweckt.
Morgen früh, wenn Gott will,
Wirst du wieder geweckt.*

Dann erst konnte sie aufstehen und sich wieder dem Haus zuwenden, wo am geöffneten Fenster Fritzi stand, ihre Schwester mit der wunderschönen Stimme, dieser liebe und geliebte Mensch, Fritzi, die ihr erstes Kind verloren und nun die Kraft aufgebracht hatte, ein Totenlied zu singen, das der Sturmwind über die Insel trug, irgendwohin, wo vielleicht die Seele des Kindleins es hören mochte.

Zwei Tage lang hielt das Unwetter die kleine Insel in der Nordsee in seinen mächtigen Klauen, schüttelte sie durch, entriss ihr manch loses Gewerk, zerstörte Gerüste auf der Hafengebäude, trug einen beträchtlichen Teil des Dünenstrands ins Meer und ließ die Einwohner an die alten Sagen aus früheren Jahrhunderten denken, in denen stolze Orte in den Fluten der Nordsee versunken waren.

Fritzi verbrachte die meiste Zeit in Tines und Jettes Kammer, schlafend, betend, trauernd. Sie sollte jetzt nicht allein sein, darin waren sich alle einig. Und Simon war ja nicht da, weil er zwischen den Jahren nach Cuxhaven übersetzt hatte, um auf einer Werft auszuhelfen, und dann wegen des Sturms nicht hatte zurückkommen können. »Vielleicht kommt das Postschiff morgen«, sagte der Pastor beim gemeinsamen Vespermahl. »Die See hat sich beruhigt, und es sieht nicht nach weiteren Unwettern aus.«

»Vielleicht«, murmelte Fritzi leise.

Tine griff nach ihrer Hand. »Er hätte nichts tun können, Fritzi, das weißt du.«

»Er hätte da sein können. Bei mir. Und bei unserem Kind.« Sie sog tief die Luft ein. »Er hätte Abschied nehmen können.«

»Das kann er immer noch, Fritzi«, erklärte der Pastor. »Ich werde mit ihm gemeinsam am Grab eures Kindes beten.«

Fritzi nickte tapfer. Dann nippte sie an ihrem Tee. Sie hatte die vergangenen Tage kaum etwas zu sich genommen, Tine hatte sie nötigen müssen, wenigstens den ein oder anderen Bissen zu essen. Wenn das so weiterging, würde die Schwester noch ernsthaft krank werden. Es war wirklich höchste Zeit, dass Simon wieder zurückkehrte.

Von draußen ertönte der Türklopfer. Er wurde so heftig geschlagen, dass die ganze kleine Gesellschaft um den Tisch zusammenzuckte. »Da hat es jemand eilig«, sagte der Pastor und hob die Hand. »Ich gehe schon.«

Augenblicke später stand er wieder in der Tür. »Tine, schnell! Bei Rügers ist es so weit!«

Endlich! Tine spürte, wie ihr Herz ganz aufgereggt schlug. Endlich würde die arme Lenchen Rüger von ihrem gewaltigen Bauch erlöst werden und ihr Kind bekommen. »Ich bin schon unterwegs«, rief sie und warf sich im Laufen den Mantel über. Die Tasche für solche Zwecke stand stets gepackt neben der Tür auf einem kleinen Schränkchen. »Jette, lauf zu Frau Liebrecht und hilf ihr, zu Rügers zu kommen. Beeilt euch!« Sie griff sich die Tasche, schlüpfte in ihre Schuhe und rannte hinter Adalbert Rüger her zu dessen Haus, das zum Glück nicht weit entfernt lag. »In welchen Abständen kommen die Wehen?«, fragte sie im Laufen.

»Ich ... ich weiß es nicht«, keuchte der Mann, der sonst immer so aufgeräumt wirkte, so »souverän«, wie es der Pastor nannte. »Sie kommen ... schnell hintereinander?«

»Gut«, entgegnete Tine. »Wir werden ja sehen. Liegt sie?«

»Ja. Sie ist im Schlafzimmer. Wir haben ihr ein frisches Bett gemacht.« Wir. Das hieß wohl: Er und seine Mutter, die bei Rügers wohnte.

Schon bogen sie in den Mittelweg ein, im nächsten Moment lief Tine die Treppe hoch ins Dachgeschoss, wo Rügers ihre Schlafkammer hatten. Sie hatte die Frau schon von unten stöhnen gehört. Die Schwiegermutter stand daneben und klagte: »O Gott, o Gott! Es wird doch alles gut gehen!«

Tine schlug die Bettdecke zurück und warf einen Blick unter das Nachthemd der Gebärenden. Das Fruchtwasser war

zwar abgegangen, aber noch war nichts zu sehen. »Haben Sie Schnaps, Herr Rüger?«

»Schnaps?«

»Ja, schnell! Am besten Klaren!«

Sekunden später hielt ihr der werdende Vater zitternd eine Flasche Gin hin. Der Geruch stach Tine in die Nase. »Danke.« Sie streckte ihm die Hände entgegen. »Nun schütten Sie mir schon etwas darüber!«

Der verwirrte Mann tat wie ihm geheißen, und Tine rieb sich die Hände mit Schnaps ein. »Haben wir saubere Tücher?«

»Ich habe welche vorbereitet«, ließ sich seine Mutter im Hintergrund vernehmen. Sie reichte Tine ein weißes Leinentuch. Die rieb sich die Hände trocken und wies den Mann hinaus: »Ich habe meine Tochter nach Frau Liebrecht geschickt. Sehen Sie zu, wie Sie den beiden helfen können, damit sie möglichst schnell hier sind.«

»Natürlich.« Der Mann wirkte geradezu froh, dass er den Ort des Geschehens wieder verlassen konnte. Selbst seine Frau schien aufzuatmen. Eine Geburt war nun einmal nichts, wo man einen Mann dabeihaben wollte. »Danke«, hörte Tine die Frau flüstern. Dann kam die nächste Wehe, und Lenchen Rüger stöhnte auf, krümmte sich zusammen und warf den Kopf zur Seite.

»Du musst ruhig und tief atmen, Lenchen«, erklärte Tine. Sie hatte sich angewöhnt, die Frauen beim Vornamen zu nennen, wenn sie bei der Geburt half. Das war eines von Frau Liebrechts Geheimnissen: Im Moment der Niederkunft sollte sich jede Frau ganz zu Hause fühlen, geborgen, unter Freundinnen. Selbst die Freifrau zu Bredekamp, die im letzten Jahr auf der Insel entbunden worden war, hatte sie Hetty genannt, als wäre die Hebamme eine alte Freundin von ihr, als stünden

sie auf vertrautem Fuß miteinander. Wenn alles vorüber war, würde aus Lenchen wieder Frau Rüger werden.

Tine tastete den Bauch ab, der ganz hart war. Es war ihr unmöglich zu sagen, ob eines der Kinder schon in der richtigen Position war, um sich nach draußen zu schieben. Eine Zwillingsgeburt hatte Tine noch nie begleitet. Sie spürte ihr Herz bis zum Hals schlagen. Hoffentlich kam Jette bald mit der Hebamme! Alleine würde sie das hier nicht bewältigen.

Doch es dauerte. Behutsam versuchte Tine, den Geburtskanal mit einer Fettsalbe zu weiten, die sie von Frau Liebrecht für ihre Tasche bekommen hatte. Doch der Muttermund war immer noch fest geschlossen. So viel wusste Tine, dass es nach dem Abgang des Fruchtwassers nicht allzu lange dauern sollte, bis das Kind zur Welt kam.

Immer kürzer dauerten die Abstände zwischen den Wehen. Lenchen Rüger stöhnte, schrie, litt. Und Tine litt mit ihr. Wieder und wieder übte sie mit der Frau die richtige Atmung. Dann wies sie sie an zu pressen, obwohl ihr angesichts des fest verschlossenen Muttermunds bang war, dass das womöglich der falsche Rat wäre. Hätte die Frau schon früher Kinder geboren, so wäre ihr weniger ungut zumute gewesen. Aber die erste Geburt – und dann noch mit Zwillingen ...

Endlich traf Jette mit Adalbert Rüger und Frau Liebrecht ein, die sich vom werdenden Vater die steile Treppe hinauf zur Schlafkammer helfen ließ. »So, Kindchen«, sagte die alte Hebamme mit ihrer unvergleichlich beruhigenden Stimme. »Nun bringen wir die Kleinen mal zur Welt und sehen zu, dass du es wieder gemüthlicher hast, was?« Sie griff nach der Hand der Frau und warf einen besorgten Blick auf Tine. Auch ihr war es schon aufgefallen, wie eisig ihre Finger waren, während ihr Gesicht gleichzeitig von Schweiß überströmt war.

Auch wenn die alte Frau kaum noch etwas sah, waren ihre Sinne aufs Äußerste geschärft. Sie tastete die werdende Mutter ab, redete beständig auf sie ein, wies Tine an, schickte nach Bier und nötigte Lenchen Rüger, einen halben Becher davon zu trinken und schließlich noch den Rest, schaffte es, dass der Muttermund sich endlich weitete und das erste Köpfchen zu sehen war, drückte zuerst behutsam, dann kräftig auf den Bauch, ließ Tine sich ganz darauf konzentrieren, die vor Schmerzen schreiende Frau festzuhalten und zu trösten. Trotzdem gellten ihre Schreie weiter durch die Nacht. Seit die Wehen eingesetzt hatten, mussten Stunden vergangen sein, jedenfalls kam es Tine so vor. Viele Stunden. Natürlich dauerte manche Geburt ewig, doch diese Geburt erschien Tine von Anfang an schrecklich. Nie zuvor hatte sie eine Frau solche Schmerzenslaute von sich geben hören, nie zuvor eine sich so winden sehen. Zweimal sank Lenchen Rüger besinnungslos auf das durchgeschwitzte Kissen, zweimal wurde sie von den Schmerzen wieder hochgerissen. Längst waren auch Tine und sogar Frau Liebrecht nassgeschwitzt, da kam endlich das erste Kindchen heraus, ja zuletzt schien es geradezu dankbar in die Hände der alten Hebamme zu gleiten. Ein Schnitt, ein Klaps, ein Schrei, ein Aufatmen bei den beiden Helferinnen. Frau Liebrecht wickelte das Kind rasch in ein sauberes Tuch und reichte es der Schwiegermutter, die händeringend in einem Winkel des Zimmers gestanden hatte und seit Stunden nur noch betete. »Packen Sie es warm ein«, wies die alte Hebamme die Frau an. »Machen Sie schnell, wir brauchen noch ein bisschen hier.« Dann wandte sie sich wieder der jungen Mutter zu, die in diesem Moment ein weiteres Mal das Bewusstsein verlor.

Das zweite Kind kam so leicht zur Welt, dass Lenchen Rüger kaum aufwachte, als es geschah. Schnell ging es. »Die beiden

haben sich gegenseitig blockiert«, erklärte Frau Liebrecht kopfschüttelnd. Sie wischte sich mit dem Handrücken das weiße Haar aus der Stirn und entband auch das zweite Kind. »Zwei Mädchen«, stellte sie fest.

»Zwei Mädchen?«, flüsterte Lenchen Rüger, die in diesem Augenblick wieder zu Bewusstsein kam. Sie war so blass wie ein Leichentuch, dunkle Schatten lagen unter ihren Augen.

»Zwei Mädchen, ja. Ich gratuliere. Sie hatten es nicht leicht.«

»Aber jetzt ist es vorbei«, sagte Tine aufmunternd und drückte die Schulter der Frau. Als sie wieder zu der alten Hebamme hinblickte, gefror ihr Lächeln. So sorgenvoll sah Frau Liebrecht nicht oft aus, nicht einmal, wenn sie von ihrem eigenen Ende sprach, was sie in letzter Zeit so oft tat.

»Tine, geh und schick nach dem Arzt. Ich kümmere mich um die Nachgeburt.«

»Dem Arzt?«

»Sie hat viel Blut verloren«, sagte die Hebamme leise. Und noch leiser fügte sie hinzu: »Und es kommt immer noch viel Blut.« Kaum hörbar: »Zu viel.«

Tine war schon im Begriff, aufzustehen und zu Doktor Bell zu eilen, da spürte sie, wie Lenchen Rüger sie am Arm packte, so kräftig, wie sie es ihr nach den Strapazen der zurückliegenden Stunden nicht zugetraut hätte. »Paula und Erika«, flüsterte sie heiser.

»Bitte?«

»Paula und Erika. So sollen sie heißen.«

»Natürlich. Das besprechen wir dann gemeinsam mit Pastor Thevessen, Frau Rüger.«

»Bitte.« Die Augen der Frau blickten so tief in sie hinein, dass Tine ein Schauer über den Rücken lief. »Nur für den Fall ...«

»Alles wird gut, Frau Rüger«, beeilte sich Tine, ihr zu versichern.

»Paula und Erika«, sagte da Frau Liebrecht hinter ihr mit heiligem Ernst in der Stimme. »So werden sie heißen, Lenchen. Das verspreche ich Ihnen. Was auch geschehen mag.«

* * *

Auf der Treppe stand Adalbert Rüger. »Sind die Kinder da?« Tine nickte. Da griff er nach ihren Händen und küsste sie. »Danke!«, sagte er. »Ich bin Ihnen so dankbar.«

»Ja«, stammelte Tine. »Gern.« Sie blickte sich um. »Die Kinder?«

»Die sind bei meiner Mutter.« Er deutete nach unten. »Und meine Frau?«

»Es geht ihr nicht gut, Herr Rüger. Sie müssen bitte ...« Doch der Mann hörte gar nicht mehr weiter zu, sondern rannete die letzten drei Stufen hoch und stieß die Tür zur Schlafkammer auf.

Als Tine einen Augenblick später eintrat, stand er mit vom Schrecken zerfurchter Miene am Bett seiner Frau, die inzwischen erneut ohnmächtig geworden war. Die Laken unter ihrem Leib waren von Blut getränkt. Das sieht nicht gut aus, dachte Tine. Was sollte der Mann mit zwei Neugeborenen tun, wenn ihm nun die Frau starb? Herr, rief Tine innerlich, das kannst du nicht wollen! »Herr Rüger?« Sie griff den Mann am Arm, der so fassungslos war, dass er kaum zu reagieren imstande war. »Herr Rüger! Wir brauchen Sie jetzt!« Das schien ihn aus seiner Schreckstarre zu reißen. »Mich?«

»Laufen Sie! Doktor Bell soll kommen. So schnell wie möglich. Sagen Sie ihm, es ist ein Notfall. Ihre Frau verblutet sonst.«

»Verblutet?« Sein Atem ging so schnell, dass Tine Sorge hatte, er könne jeden Augenblick ohnmächtig werden. Sie packte ihn an beiden Armen und schüttelte ihn. »Sie können Ihre Frau retten. Aber nur, wenn Sie jetzt stark sind, Herr Rüger! Hören Sie?«

»Stark. Ja.« Er holte tief Luft. Straffte sich. Biss die Zähne zusammen. Dann nickte er. »Gut.« Er warf noch einmal einen Blick auf seine Frau, und Tine sah, wie sehr er um sie bangte. Aber jetzt war es nicht mehr der blanke Schrecken, der in seinen Augen stand, sondern etwas sehr viel Stärkeres: unendliche Dankbarkeit und Liebe.

Dann war er weg, und Tine wandte sich wieder Frau Liebrecht zu, die versuchte, die Blutung mit Binden zu stoppen. »Ist der Damm gerissen?«, fragte die alte Frau, deren Augenlicht solche Feststellungen nicht mehr erlaubte, jedenfalls nicht im Dämmerlicht der Paraffinlampen. »Nein«, erwiderte Tine leise. »Äußerlich ist sie unverletzt.«

»Ich hatte gehofft ...«

Natürlich, ein Dammriss wäre unangenehm, aber weit weniger gefährlich gewesen. Innere Blutungen waren viel schwerer zu stoppen. Tine konnte nur hoffen, dass der Arzt schnell kam. Doktor Bell war vielleicht kein sonderlich freundlicher Mann, aber sicher ein guter Mediziner. Leider stand es nicht zum Besten um das Verhältnis der Hebammen zu ihm. Denn wie überall im Reich, so hatte sich auch der Arzt auf Helgoland bei der Geburtshilfe zum Fachmann erklärt, dem die örtliche Hebamme nur zuzuarbeiten habe. Eine Frau, die wie Frau Liebrecht schon Hunderten Erdenbürgern ans Licht der Welt geholfen hatte, passte nicht in das Weltbild der modernen Mediziner, die sich zu Herren über Leben und Tod erklärt hatten.

»Tine?«

»Frau Liebrecht?«

»Schau nach den Kindern.«

Hastig lief Tine wieder nach unten und fand die Säuglinge auf dem Küchentisch liegen, in warme Decken gewickelt. Doch die Großmutter Rüger war nicht bei ihnen. Tine entdeckte die Frau in einem Winkel auf dem Flur, wo sie vor einem Kreuz kniete und mit bebenden Lippen betete. »Frau Rüger, bitte, die Kinder!«, mahnte Tine die Großmutter. »Sie sollten jetzt bei den Kindern sein.«

Doch die alte Frau schien sie gar nicht zu hören. Stattdessen standen ihr die Schrecken der vergangenen Nacht ins Gesicht geschrieben.

»Ich kümmere mich um sie«, sagte da plötzlich eine Stimme von der Tür her.

»Fritzi? Was machst du hier?«

»Ich wollte sehen, ob ich helfen kann.«

O Gott, dachte Tine. »Du, Fritzi? Aber geht es dir denn gut genug? Du hast doch selbst gerade erst ...« Tine biss sich auf die Zunge. Wie sollte sie es ausdrücken? Ein Kind zur Welt gebracht? Das hatte Fritzi nicht. Sie hatte ein Kind verloren. War das nicht das Schrecklichste überhaupt? Und nun wollte sie sich um die Neugeborenen einer anderen Frau kümmern?

»So kann ich wenigstens ein bisschen träumen«, flüsterte Fritzi. »Dass es meine wären.«

Tine nickte. Was sollte sie sagen? Konnte ein Mensch nachfühlen, wie eine Frau empfand, die ihr Kind verloren hatte? Ihr Kind, auf das sie sich so sehr gefreut hatte? Wer dergleichen nicht selbst erlebt hatte, würde das nie können. »Ja, Fritzi«, sagte Tine leise. »Das verstehe ich. Dann lass ich dich jetzt bei den Kindern und helfe oben weiter.«

Es dauerte einige Zeit, bis Doktor Bell eintraf. Adalbert Rüger hatte ihn vom Frühstückstisch weggeholt. Als er eintrat, nickte er der Hebamme und ihrer Gehilfin knapp zu, dann griff er nach dem Puls der Frau im Bett und sog scharf die Luft ein. »Die Geburt war schwer, Frau Rüger ist mit Zwillingen niedergekommen«, begann Frau Liebrecht zu berichten. »Nachdem der Muttermund ...«

»Ich mache mir selbst ein Bild, Frau Liebrecht«, fiel er ihr ins Wort. »Darf ich fragen, weshalb Sie versucht haben, die Frau ohne Arzt zu entbinden?«

»Was heißt hier *versucht*«, erwiderte die alte Hebamme. »Wir *haben* Zwillinge entbunden. Leider hat die Mutter viel Blut verloren. Und die Nachgeburt ...«

»Sie hätten mich gleich holen müssen!«, belehrte Doktor Bell die Frau. »Verlassen Sie jetzt bitte den Raum.« Er wandte sich an Tine. »Und Sie auch.«

»Aber ich ...«

»Wenn ich bitten darf!« Er blickte zu dem händeringend an der Tür stehenden Ehemann hin. »Und Sie bleiben zur Verfügung.«

Adalbert Rüger nickte.

»Vor der Tür.«

»Sehr wohl, Herr Doktor.«

Als sie draußen waren, bemerkte Tine, wie sehr die zurückliegende Nacht an den Kräften der alten Hebamme gezehrt hatte. Zitternd stieg Frau Liebrecht, sich bei Tine unterhakend, die steile Treppe hinab und ließ sich dann in der Stube auf die Bank sinken. »Ein Glas Wasser, Tine«, hauchte sie.

»Ja, Frau Liebrecht. Natürlich.« Tine brachte der alten Frau

etwas zu trinken und sah nach Fritzi, die sich mit den beiden Säuglingen in die winzige Kammer der Großmutter zurückgezogen hatte, die hinter der Treppe lag. »Kommst du zu recht?«

Mit großen Augen blickte ihre Schwester auf. »Ja«, sagte sie. »Und du?«

Tine nickte. Was sollte sie sagen? Die Dinge kamen, wie sie kamen, letztlich war sie machtlos. Ja, sogar Frau Liebrecht war machtlos. Jetzt gab es nichts mehr für sie zu tun, als abzuwarten und zu hoffen und zu beten. Tine setzte sich neben die Hebamme und ergab sich für einen kurzen Augenblick ihrer Erschöpfung. Wann war sie hierhergekommen? Zur Vesperzeit. Es mochte halb sechs Uhr am Vorabend gewesen sein. Inzwischen war es ... Sie blickte zur Pendeluhr über der Kommode. Inzwischen war es nah an neun Uhr des nächsten Tages. Wie lange Frau Rüger gelitten hatte! Und nun ... »Sie wird sterben«, flüsterte Frau Liebrecht.

»Sagen Sie das nicht«, erwiderte Tine. »Jetzt ist doch der Doktor da. Er wird bestimmt ...«

»Sie wird sterben, Tine. Und sie weiß es.«

In dem Moment kam mit schweren Schritten der Vater der Zwillinge die Treppe herunter. »Herr Rüger?«, fragte Tine. »Können wir etwas tun?«

»Er hat mich ...« Das blanke Entsetzen lag in seinem Blick. »Er hat mich ... nach dem Pastor geschickt.«

Tine sprang auf. »Ich gehe«, sagte sie. »Bleiben Sie hier. Ich hole ihn. Bitte.« Der Mann nickte nur und stand ratlos und hilflos in seinem kleinen Haus, in dem nichts mehr war wie vor wenigen Stunden noch. Wo vor kurzem noch Vorfreude und Zuversicht geherrscht hatten, lag nun ein Schatten über allen Worten und Taten, wie er dunkler nicht sein konnte: Das

